

dot
books

DAVID HEWSON

TODESRITUAL

THRILLER





DAVID HEWSON

TODESRITUAL

THRILLER



Über dieses Buch:

Im spanischen Cádiz hat die heilige Woche begonnen:
Brütende Hitze flirrt über der Stadt, in die Millionen
Menschen strömen. Mitten unter ihnen lauert ein eiskalter
Schlächter, dessen Grausamkeit keine Grenzen kennt und
der seine Opfer nach der Art eines Stierkampfs tötet. Sogar
die Akademikerin Maria Gutierrez, die eigentlich nur die
Arbeit der Polizei überwachen soll, wird immer tiefer in die
Ermittlungen verstrickt – auch wenn sie hofft, sich dadurch
nicht selbst in Gefahr zu begeben. Doch dann stößt sie auf
totgeschwiegene Geheimnisse aus der Zeit des
Bürgerkriegs – und zieht damit den alles verzehrenden
Zorn des Killers auf sich, so blutig rot wie das Tuch des
Matadors ...

eBook-Neuausgabe August 2022, März 2026

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1996 unter dem Originaltitel »Semana Santa« bei Harper Collins Publishers, London.

Die deutsche Erstausgabe erschien 1997 unter dem Titel »Semana Santa« bei Ullstein.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1996 by David Hewson

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1997 by Ullstein Buchverlage GmbH & Co. KG, Berlin

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Johannes Frick, Neusäß, unter Verwendung von Motiven von Adobe Stock (KABUGUI) und iStock (Nik_Merkulov, STILLFX, natrot)

eBook-Herstellung: dotbooks GmbH unter Verwendung von IGP (mk)

ISBN 978-3-98690-094-6

dotbooks ist ein Verlagslabel der dotbooks GmbH, einem Unternehmen der Egmont-Gruppe. Egmont ist Dänemarks größter Medienkonzern und gehört der Egmont-Stiftung, die jährlich Kinder aus schwierigen Verhältnissen mit fast 13,4 Millionen Euro unterstützt:

www.egmont.com/support-children-and-young-people . Danke, dass Sie mit dem Kauf dieses eBooks dazu beitragen!

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit gemäß § 31 des Urheberrechtsgesetzes ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de . Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Bei diesem Roman handelt es sich um ein rein fiktives Werk, das vor dem Hintergrund einer bestimmten Zeit spielt oder geschrieben wurde – und als solches Dokument seiner Zeit von uns ohne nachträgliche Eingriffe neu veröffentlicht wird. In diesem eBook begegnen Sie daher möglicherweise Begrifflichkeiten, Weltanschauungen und Verhaltensweisen, die wir heute als unzeitgemäß oder diskriminierend verstehen. Diese Fiktion spiegelt nicht automatisch die Überzeugungen des Verlags wider oder die heutige Überzeugung der Autorinnen und Autoren, da sich diese seit der Erstveröffentlichung verändert haben können. Es ist außerdem möglich, dass dieses eBook Themenschilderungen enthält, die als belastend oder triggernd empfunden werden können. Bei genaueren Fragen zum Inhalt wenden Sie sich bitte an info@dotbooks.de .

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

David Hewson

Todesritual

Thriller

Aus dem Englischen von Hedda Pänke

dotbooks.

Kapitel 1

La Soledad.

Die Worte hallten im Kopf der alten Frau nach, als sie aus schnell verblassenden Träumen erwachte. Wie das leise Knurren eines unsichtbaren Tieres drang der Lärm der Stadt durch die Tür unter dem Mauerbogen. Oleanderduft mischte sich mit dem Geruch von Diesel und Zigaretten. Von ihrem Sessel aus, dessen brüchiges Rohrgeflecht ihr in die Glieder stach, konnte sie über den Garten in den Patio blicken. Ein paar Orangen- und Zitronenbäume mit schrumpeligen, in der Nachmittagssonne verstaubt wirkenden Früchten, die wächsernen, roten Samenhülsen an einem einsamen Granatapfelbaum, der plötzliche Gestank von Katzenpisse in der für die Jahreszeit zu warmen Nachmittagsluft.

Caterina Lucena sah, wie sich die Geister wieder versammelten: heiter, unbeschwert, geräuschvoll. Lachen klang zwischen den glänzenden Wänden wider, die Kacheln schimmerten neu in der Sonne. Sie sah, wie die Leute von Gruppe zu Gruppe schlenderten, genau wie vor mehr als sechzig Jahren, als sie sie als junges Mädchen, von Hochachtung und Bewunderung erfüllt, von ebendiesem Fenster aus beobachtet hatte. Alle großen Persönlichkeiten der Zeit waren hier gewesen. Einmal hatte sie sogar ihn, Lorca, gesehen. Unter Orangenblüten hatten sie Fino und Manzanilla getrunken und über Dinge gesprochen, die sie nicht verstand. Sie hatte gesehen, wie sich der Ausdruck ihrer Mienen im Verlauf zweier Jahreszeiten von

strahlender Zuversicht in unausgesprochene Besorgnis verwandelt hatte, dann in bange Furcht und schließlich in nackte, brutale Angst.

Und während dieser ganzen Zeit hatten die Bäume geblüht und Früchte getragen. Ungepflückt blieben sie an den Zweigen hängen und wurden von den Kutschen und Autos, die sie hinter der Mauer hören konnte, mit staubigem Sand bedeckt.

Eines Tages kam sie, von unbekannten Geräuschen geweckt, aus ihrem kleinen, sonnigen Zimmer herunter und fand die Erde mit faulenden Früchten bedeckt vor. Es war, als hätte ein plötzliches Erdbeben sie von den Ästen geschüttelt. Zerfetzt und verformt lagen sie auf der trockenen rotbraunen Erde. Verwesendes Fruchtfleisch quoll aus den aufgeplatzten orangefarbenen und gelben Schalen hervor. Das hatte etwas Obszönes und war über den reinen Anblick hinaus beängstigend.

Eine Lebensspanne später sah sie sich wieder so, wie sie damals war, beobachtete das junge Mädchen in seinem weiten Kleid aus kühler Baumwolle, das an der blaugold gefliesten Tür des Patios in der Sonne stand und schockiert und ahnungsvoll auf die bittere Ernte blickte.

Sie wartete. Es würde kommen. Es kam immer.

Eine Explosion hinter der Patiomauer, so ohrenbetäubend, so gewaltsam, als würde die Welt auseinandergerissen. Die Luft, der Himmel erbehte. Sie schrie, und die Zeit spielte verrückt, die Sekunden wurden zu Stunden, als wollte sie die Schmerzen, das Leid verlängern.

Die Bäume waren wie elektrisiert. Ihre Äste zuckten, als durchliefen sie stahlharte Muskeln, die sich plötzlich aus Wut oder Angst verspannten. Sie ballten sich wie Fäuste, entspannten sich wieder, und die Luft füllte sich mit

Blättern, Zweigen und dem widerlich süßen Aroma faulender Früchte. Die Detonation der Kanone trieb einen neuen Geruch heran, den scharfen Gestank von Kordit und Verbranntem.

Über ihr Flügelschläge, angstvolle Schreie der Vögel, Flattern, Flattern.

Ein Gegenstand taucht vor ihr auf, sinkt vom Himmel, blutige Tränen auf Weiß, nahe genug, um ihn zu berühren. Er schwebt wie eine Feder herab, langsam, fast anmutig. Sie kann das Rot, tiefdunkel und sehr real, auf den Federn sehen. Kann den blutigen Streifen am Hals sehen, wo die Explosion den Kopf abgerissen hat. Und spürt irgendwo in ihrem Hinterkopf, dass sie schreit. Doch da ist kein Laut, kein Schmerz, überhaupt keine Empfindung. Die Welt ist zu einem einzigen Ereignis zusammengeschrumpft: Vor ihr schwebt eine kopflose Taube mit unwirklicher Langsamkeit zu Boden.

Sie sieht, wie der Hals krampfhaft zuckt. Sie sieht, wie Blut aus dem Körper pulst. Die Tropfen fliegen langsam durch die Luft, perfekte rote Perlen, halb erstarrt in ihrer Bewegung. Sie fallen auf ihr Kleid, ihre Haut. Sie sieht das Rot auf ihren Armen, spürt es klebrig in ihrem Nacken. Sie schreit, fühlt den leichten roten Regen auf ihrer Zunge und kommt nicht umhin, ihn zu schmecken – frisch, warm und salzig –, als sie sich automatisch mit der Zunge über die Lippen fährt. Und die gedankliche Umsetzung dreht ihr den Magen um, lange bevor die physische Reaktion einsetzt.

Die Zeit bleibt stehen. Die Taube verharret vor ihr, als wolle sie sagen: Das ist der Moment. Dann setzen die Sekunden wieder ein. Mit einem plötzlichen, brutalen Klatschen prallt sie auf der Erde auf, und als sie zu würgen beginnt, weiß sie, dass dieses Ereignis, obgleich nur Vorbote anderer, weit verhängnisvollerer Geschehnisse, sie für den Rest ihres Lebens prägen wird. Irgendwann, in

einer anderen Zeit, erbricht sich ein junges Mädchen im Patio seines Elternhauses, den kleinen, zerfetzten Körper einer Taube vor seinen Füßen. Draußen der Lärm der Waffen, der Geruch von Blut.

La Soledad.

Doña Caterina sieht ihre Geister schwinden, langsam in der Nachmittagssonne verblassen. Unvermittelt kommt Ärger in ihr hoch: Warum jetzt? Warum ruhen die Toten nicht in ihren Gräbern? Tränen brennen in ihren Augenwinkeln. Sie empfindet Scham über den sauren schalen Nachgeschmack von Manzanilla in der Kehle. Ein kleines Mittagessen, ein Schluck aus dem Plastikbehälter, den die Stundenhilfe um die Ecke kauft, heiße, schlafträge Nachmittage. Aber wenigstens hat das die Träume vertrieben, schon seit Jahren, fast so erfolgreich, dass sie sie vergessen konnte.

Ein Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit. Bei aller Hinfälligkeit sind ihre Augen, ihre Ohren so scharf wie eh und je. Eine Bewegung in einer Ecke des Patios. Sie beobachtet, wie eine Gestalt hinter der purpurfarbenen Bougainvillea in Richtung Mauer verschwindet. Die Gestalt ist halb von den Bäumen verdeckt. Sie sieht nur Rot, überall Rot. Kein Gesicht, keine Identität.

Tiefes Rot, die Farbe von Taubenblut.

Sie spürt, wie ihre Verärgerung zunimmt, stützt sich auf die Armlehnen ihres Sessels und stemmt sich hoch. Ihre Glieder schmerzen. Sie greift nach dem alten Krückstock, ohne den sie inzwischen nicht mehr auskommt; und ihre Hilflosigkeit macht sie noch zorniger.

»Gesindel, Gesindel, Gesindel«, schreit sie durch die geöffnete Tür. Ihre Stimme hallt durch den Patio, klingt in ihren Ohren wie das Krächzen einer Krähe. Neue Tränen treten ihr in die Augen.

»Du diebischer Nichtsnutz! Spionierst einer alten Frau hinterher, anstatt dir dein Essen durch ehrliche Arbeit zu verdienen. Komm her. Du kriegst von mir, was du verdienst. Ich schiebe dir meinen Stock ins Hinterteil, du nichtsnutziger Lämmel!«

Blätterrasseln in der Ecke des Patios, ein Schnaufen. Die rote Gestalt klimmt an der Mauer empor und verschwindet.

Sie verspürt Erleichterung, dann Scham über ihr Leben: Sie erwacht, isst, schläft und zählt dann die Pesetas, um sich zu vergewissern, dass sie morgen das gleiche machen kann. Und jetzt muss sie junge Diebe anschreien, die sie berauben wollen.

Sie lehnt sich in ihrem Sessel zurück und sieht sich im Raum um. Die wertvollsten Möbel sind längst fort, im Auktionshaus an der Calle Mayor gelandet. Die Gemälde, das Porzellan, die chinesischen Teppiche. Das Gefüge ihrer Erinnerungen an die Kindheit hat sich aufgelöst, wurde verstreut. Vor ihrem inneren Auge, dem aktiven, vielgestaltigen Bereich ihrer Imagination, den sie neuerdings bevorzugt, kann sie die Wohnungen der *nouveaux riches* in den neuen Vierteln sehen, in denen sie in engen Schuhkartons leben, Schulter an Schulter wie die Armen, aber mit Fernsehgeräten und lauten Radios. Die Symbole ihres Lebens und ihrer Herkunft verleihen ihren oberflächlichen, schäbigen Existenzen zwischen den dünnen Gipswänden einen Hauch von Authentizität.

Aber es fehlt nichts. Dessen ist sie sich fast sofort gewiss. Alles, was noch da ist, stellt einen festen, greifbaren Eckpfeiler in ihrem Leben dar. Den Verlust einer Vase, einer Scherbe der Vergangenheit, hätte sie sofort bemerkt.

Blinzelnd macht sich Doña Caterina bewusst, dass ihr Denken für kurze Zeit ausgesetzt hatte. Keine Überlegung,

nicht einmal das vertraute und willkommene Aufwallen von Ärger, dieses plötzliche, stechende Gefühl, das sie am Leben erhielt. Das Alter fing an, sie zu versteinern, langsam, von Tag zu Tag mehr. Dieser Prozess hatte bereits vor Jahrzehnten begonnen, mit dem sanften Herabstürzen einer kopflosen Taube. Doch dem unvermeidlichen Ende entgegen beschleunigt er sich jetzt. Es macht ihr nichts aus.

Sie schnuppert und weiß Bescheid. Es ist der Geruch, der alte Geruch.

Wieder quält sie sich aus dem Rohrsessel hoch. Sie trägt ein altes ausgebleichenes Kleid, das wie ein Sack an ihr herabhängt. Die aufgedruckten, einst azurblauen Rosen heben sich blass vom Untergrund schwärzlicher Blätter ab. Ihre Haare, grau mit wenigen hellbraunen Strähnen, sind zu einem strengen Knoten zusammengefasst. Ihre zerfurchten, walnussbraunen Züge wirken noch immer aristokratisch: ein Blick, der Unbedachte vernichten kann, eine Hakennase, mindestens seit der Reconquista ein Merkmal ihrer Familie, Wangenknochen, die fast spitz unter den Augen aufragen. Als sie sich an ihrem Stock zur Tür müht, sieht sie aus wie ein gebrechlicher alter Adler, der auf Beute aus ist.

Doña Caterina dreht am Türknauf und betritt die Halle. Sie ist groß und hoch, vornehmer als ihr Zimmer. Sonnenlicht strömt durch die staubtrüben Fensterscheiben über der messingbeschlagenen Flügeltür. Der Boden ist gefegt, die Fliesen glänzen, wie das nur hundertjährige Keramik kann. Eine Wand wird von einem riesigen Spiegel bedeckt, blind an den Stellen, wo die Quecksilberbeschichtung schadhaft geworden ist. Sie kann sich aus der Entfernung in ihm sehen: ein ätherisches, blasses Wesen, das mit dem Haus zu verschmelzen scheint.

So enden die großen Familien, denkt sie, im Verfall, in Schädigkeit, im blassen Abglanz ihrer Vergangenheit. Das haben die Narren im Krieg nicht begriffen. Es gibt keinen entscheidenden Wendepunkt, keinen apokalyptischen Moment. Alles ... *vergeht* einfach, bis nichts bleibt als eine Auswahl zufälliger Eintagserscheinungen, ohne Bezug zueinander – es sei denn für eine Geschichte, die kein Lebender je ergründen kann.

Wieder schnuppert sie, und ein kalter Schauer läuft ihr über den Rücken. Sie beginnt zu ahnen, was sie geweckt hat. Der Dieb im Garten war es nicht.

Sie schlurft zu den anderen Räumen des Erdgeschosses. Sie sind unbewohnt, aber wer kann sich da heutzutage schon sicher sein? Je weiter sie sich von der Treppe entfernt, desto schwächer wird der Geruch. Dennoch zieht sie die Kette mit den Schlüsseln aus der Tasche, dreht sie rasselnd in den alten Schlössern und blickt hinein, schiebt das Unvermeidliche auf. Doch sie sieht nur mit Tüchern verhüllte Möbel, die wie missgestaltete Gespenster darauf warten, dass jemand sie zum Leben erweckt. Alle drei Räume bieten das gleiche Bild: leblos, verstaubt, leer.

Nachdem sie die Tür des letzten Zimmers wieder verschlossen hat, setzt sich Doña Caterina auf einen kleinen, hochlehnigen Stuhl neben dem Spiegel. Gegenüber, auf der anderen Seite des Raums, gibt es bequemere Sitzgelegenheiten, aber sie möchte ihr Spiegelbild nicht sehen. Sogar der Anblick ihres eigenen Gesichts könnte sie erschrecken.

»Die Angel-Brüder«, sagt sie vor sich hin und schüttelt den Kopf. Im letzten Jahr hatten sie gut gezahlt, sie in dieser Hinsicht nicht betrogen. Sie waren nur selten anwesend. Sie hätten einen guten Ruf, sagten sie. Das stimmte. Sie zeigten ihr die Zeitungsausschnitte über die Ausstellungen in London und New York, die Artikel in

ausländischen Hochglanzmagazinen. Aber sie hatten auch einen anderen Ruf, was sehr schnell ersichtlich wurde. Das Knallen von Türen zu mitternächtlicher Stunde. Seltsame Besucher in absonderlicher Kleidung. Eine Andersartigkeit, die sie gelegentlich ängstigte, ihr eine Furcht einflößte, die sie nur zu gut kannte.

Eines Tages, in der Halle, sah sie sie gemeinsam die Treppe herunterkommen. Hand in Hand, kichernd wie Kinder und in exotische Lederanzüge gekleidet, die sie absolut schwachsinnig aussehen ließen. Sie war nicht dumm. Sie kannte sich mit derlei aus.

»Sie sind aus Barcelona«, sagte sie und sah ihnen mit diesem Adlerblick in die Augen, den niemand, nicht einmal die Brüder Angel mit ihren Adern voller Drogen ignorieren konnten.

Pedro, der ruhigere, der mit dem blonden Haar, bei dem sie sich immer fragte, ob es gefärbt war, nickte.

»Sind Sie Brüder? Richtige Brüder?«

»*Si*, Doña Caterina«, antwortete er (und sie erkannte, dass der andere aus irgendeinem Grund der Sprache nicht mächtig zu sein schien). »Mehr als das. Wir sind Zwillinge.«

Sie starrte die beiden an. Zwischen ihnen gab es absolut keine Ähnlichkeit. Sie konnte es nicht glauben.

Pedro wirkte gekränkt. »Es stimmt. Wir würden Sie doch nicht anlügen. Sehen Sie.«

Er schüttelte seinen Bruder, dessen dunkle Augen leer und unergründlich wirkten. »Wir werden es der guten Frau zeigen.«

Sie öffneten die Reißverschlüsse ihrer Lederjacken und zogen ihre weißen, gerüshten Baumwollhemden aus den Hosen. Doña Caterina roch den Duft, der von ihnen ausging: schwer, feminin.

»Sehen Sie her.«

Pedro deutete auf eine blasse Narbe an seiner Taille. Seine Finger waren mit Farbe verschmiert: rot, blau, gelb. Seine Nägel waren lang und schmutzig. Die Narbe war etwa zehn Zentimeter lang und fünf breit, mit kleinen Schwielen an den Rändern, wie die Risse einer selbstzugefügten Wunde. Sie befand sich an seiner linken Körperseite. Der andere Bruder hob sein Hemd und enthüllte eine blasse, schmale Taille. Auf der rechten Seite sah sie eine nahezu identische Narbe.

»Sehen Sie«, sagte Pedro, »ich bin der rechte Zwilling, Juan ist der linke. Bis zu unserem zweiten Lebensjahr waren wir miteinander verbunden. Wir sind nicht nur Brüder, wir sind Zwillinge. Wir sind nicht nur Zwillinge, wir sind himmlische Zwillinge.«

Er lachte wie berauscht, doch da war eine Energie in ihm, die nicht vom Alkohol kommen konnte.

»Das ist das Geheimnis, das Geheimnis unserer Kunst. In unseren ersten beiden Lebensjahren waren wir ein Wesen mit zwei Seelen. Jetzt sind wir zwei Wesen, zwei Seelen, und doch *schaffen* wir« – er sprach das Wort aus, als wäre es heilig – »wie ein Mensch. Zwei Seelen, ein Ziel.«

Sie sah ihn an. Ihre Abneigung stieß ihr sauer auf. »Verhalten Sie sich nachts bitte ruhiger«, sagte sie. »Und unterlassen Sie alles, was dieses Haus in einen schlechten Ruf bringen könnte. Nicht alles, was in Barcelona erlaubt sein mag, ist es auch hier. Jedenfalls nicht unter meinem Dach.«

»Wir werden Ihnen nur Ehre bereiten, *Madame*.« Das Französisch ging ihm glatt über die Lippen, nicht zum ersten Mal. »Eines Tages wird man eine Gedenktafel an Ihrer Tür anbringen.«

Bei diesen Worten waren sie aus dem Haus gestolpert. Aber der Lärm hatte nachgelassen. Im letzten Monat war kaum noch ein Laut von ihnen zu vernehmen gewesen. Und

ihr Geld war willkommen. Nein, das Geld war lebensnotwendig.

Sie steht auf und macht sich bewusst, dass es das ist, was sie am meisten fürchtet. Sie ist zu alt, um neue Menschen unter ihrem Dach aufzunehmen. Deshalb hat sie sich nie bemüht, auch die anderen Zimmer zu vermieten. Die Aufgabe, neue »Gäste« zu finden, sie zu überprüfen, sie im Auge zu behalten und dafür zu sorgen, dass sie rechtzeitig zahlen – das alles überstieg ihre Kräfte. Ganz gleich, was sich hinter ihren verschlossenen Türen abspielte: Die Brüder Angel zahlten regelmäßig und störten sie inzwischen nicht mehr. Sie waren ihre Rückversicherung, bis das Ende kam. Zu verkaufen hatte sie nichts mehr, nur noch das Haus selbst, aber wenn sie das tat, würde sie das ebenso umbringen wie eine Krankheit oder ein junger Tunichtgut von der Straße.

Doña Caterina seufzt und geht ohne einen Seitenblick an dem riesigen Spiegel vorbei auf die Treppe zu. Früher einmal ist sie das Geländer hinunter in die Arme ihres Vaters gerutscht. Früher einmal. Jetzt umfasst sie es mit einer faltigen, altersschwachen Hand, setzt einen Fuß auf eine Stufe, zieht den anderen nach. Siebenundzwanzig Stufen sind es – als Vierjährige hat sie sie gezählt –, und die Bewältigung jeder einzelnen kostet sie fast eine Minute. Als sie oben angekommen ist, sinkt sie auf den Boden. Tränen laufen ihr über die Wangen. Ihr Atem kommt in keuchenden Stößen. Die Tür zum Zimmer steht halb offen, der Gestank ist unerträglich: ein übler, miasmatischer Geruch, der sie bis ins Mark frösteln lässt.

La Soledad.

Das Telefon, *ihr* Telefon steht auf einem kleinen Tisch nur einen Schritt hinter der geöffneten Tür. Aber nichts in der Welt, nicht einmal der Herrgott persönlich, könnte Doña Caterina dazu bewegen, die Schwelle zu überqueren.

Sie weiß nicht, wie lange sie dort auf dem Boden sitzt, und die Erinnerungen, die Schrecken zucken mit einer Deutlichkeit durch ihren Kopf, die ihr die Galle die Kehle herauftreibt.

Als die Welt aufhört, sich um sie zu drehen, wischt sie sich mit dem Ärmel über das Gesicht, steht auf, greift nach dem Geländer und müht sich, Stufe um Stufe, weiter hinauf. Das durch das Fenster über der Tür dringende Sonnenlicht wird blasser. Draußen stimmen die Vögel ihr Abendlied an. Sie braucht weitere zwanzig Minuten, um an das Telefon in ihrem Zimmer zu gelangen.

In der Notrufzentrale des großen Polizeipräsidiums hinter der Plaza de la Paz blinkt ein rotes Signal auf. Miguel Domingo, ein übergewichtiger Zivilist, der überzeugt ist, mit seiner Zeit etwas Besseres anfangen zu können, als wirre Anrufe entgegenzunehmen, sieht es vor sich blinken. Er trinkt eine San-Miguel-Dose leer, beißt von seinem fetten Schinkenbrot ab, kaut, schluckt, rülpst und streckt die Hand aus. Mit einem Höchstmaß an gelangweilter Aggressivität legt er den Schalter um und knurrt: »*Digame.*«

Aber es dauert eine Minute, bis Doña Caterina mit dem Schluchzen aufhören und zu sprechen beginnen kann.

Kapitel 2

Um sechs Uhr morgens ist die mehrspurige Fernstraße nahezu leer. In einer Stunde werden die schweren Laster aus Cádiz, Sevilla und Córdoba die neue Autobahn verstopfen, die am Rand stehenden Palmen in Wolken schwarzen Dieselrauchs hüllen und Auseinandersetzungen mit den Einheimischen anzetteln, die aus den Vororten zu ihren Arbeitsstätten wollen. Doch noch ist alles paradiesisch friedlich.

Maria Gutierrez hält ein gleichmäßiges Tempo von fünfzig mit ihrem gemieteten Seat Ibiza, ihre müden, schmerzenden Augen sind auf die Fahrbahn gerichtet. Der kleine rote Wagen bleibt so lange wie möglich auf der inneren Fahrspur. Sie hat keine Eile, lässt sich vom Verkehr treiben und versucht nicht daran zu denken, wohin er sie bringt. Seit zehn Jahren, seit einer Dekade, ist sie nicht mehr in der Stadt gewesen. Und die Rückkehr kommt ihr vor wie ein unerwünschtes Eindringen in ihre eigene Vergangenheit. Die Haare fliegen ihr um den Kopf, zerzaust vom Fahrtwind, der durchs halbgeöffnete Fenster hereinweht. Sie sind hellbraun, mit blonden Strähnen, zu jung, zu ungebärdig für sie, ein Relikt von gestern. Ihre klaren blauen Augen, sehr intensiv, fast bohrend, verlassen die Fahrbahn, blicken auf Abfahrten und wieder zurück, halten nach Richtungen Ausschau, registrieren Anblicke, die alte Erinnerungen wachrufen, die Vergangenheit aufstöbern, die irgendwo in ihrem Kopf begraben ist. Es sind kluge, abgeklärte Augen in einem blassen, wachen Gesicht,

das eher faszinierend ist als schön. Maria Gutierrez ist dreiunddreißig: Sie hat die Augen einer zehn Jahre älteren Frau und die Frisur einer Zwanzigjährigen.

Vor sieben Stunden, mitten in der Nacht, hat sie ihre Wohnung in einem Apartment-Hochhaus in der Neustadt von Salamanca verlassen. Eine helle, saubere, aseptische Umgebung. Der Abstand der Hochhausblöcke ist von den Behörden auf den Zentimeter genau genormt. Die grauen Steinbauten strahlen Exaktheit aus, Korrektheit und eine Art kalte, komfortable Teilnahmslosigkeit. Niemand stellt um drei Uhr morgens seinen Müll vor die Tür. Lautes Singen, nächtliche Parties und lärmende Familienauseinandersetzungen sind nicht gern gesehen. Keiner kennt den anderen: Man steht morgens auf, geht zur Arbeit, kommt heim, legt sich ins Bett. Man ist im Norden, und das ist die »neue Stadt«: distanziert, abweisend und doch von dem unausgesprochenen Gefühl beherrscht, etwas verloren zu haben. Aber auch sicherer. Im Norden kennen Emotionen ihren Platz. Unter der Oberfläche, wohlverwahrt.

Im Süden ist es anders.

Sechs Stunden lang fuhr Maria Gutierrez über unbekannte Autobahnen. Ihr gefiel die Dunkelheit, die Anonymität, die Sicherheit, die sie verhieß. Dann, als die Sonne strahlend über der Bergkette im Osten aufging, erreichte sie die Stadt.

Die Schnellstraße umfährt die Altstadt entlang der äußeren Stadtmauer, die im neunten Jahrhundert von den Arabern errichtet wurde. Dreihundert Jahre später kehrten die Christen im Triumph zurück. Hinter diesen Mauern planten sie den Feldzug, der zwei Jahrhunderte später die christliche Wiedereroberung Spaniens vollendete. Fünfhundert Jahre später zerstörte ein anderer Bürgerkrieg die Hälfte des honigfarbenen Mauerwerks.

Den Rest besorgten dann die Städteplaner der sechziger Jahre. Sie rissen sie ab, um Platz für eine Verkehrsader aus Asphalt zu schaffen.

Aber Reste der alten Umfriedung sind geblieben: hier ein überwölbtes Tor, dort ein Mauerfragment. Ein junger Mann, jemand, der von ihren Haaren, ihren Augen fasziniert gewesen war, hatte sie ihr einmal gezeigt, als sie die Universität besuchte. Damals, als ihre Gefühle sie verunsicherten, sie noch nicht gelernt hatte, sie zu beherrschen und fest in sich zu verschließen. Jetzt kommt sie an den Mauerresten vorbei, und in dem kleinen inneren Spiegel, der unerwünscht aus dem Nichts auftaucht, sieht sie sein Gesicht. Sie fragt sich, wo er jetzt ist – falls er noch lebt. Irgendwo in ihrem Kopf regt sich eine Erinnerung an ihren letzten Streit, an den Augenblick, als ihr seine Intensität, seine Nähe zu viel wurde. Als sie sich für die Sicherheit des Alleinseins und gegen das Risiko des Zusammenseins entschied. Die Erinnerung rührt sich, dreht sich im Schlaf, und nur für den Fall, dass sie erwacht, hält sie den Atem an, bis alles in ihr wieder ruhig ist.

Das Auto fährt an der alten Abzweigung nach Cádiz vorbei, passiert die innere Stadtmauer, biegt rechts ab und hält auf den Fluss zu, eine träge braune Wassermasse von rund zweihundert Meter Breite. Auf seinem Weg aus den Bergen in Cazorla zum Atlantik teilt sich der Guadalquivir vor dem niedrigen Felsplateau, auf dem die Stadt ursprünglich erbaut wurde. Er umfließt es, bildet eine kleine natürliche Insel: leicht zu verteidigen, aber zu klein, um all die Menschen aufzunehmen, die die Stadt bald anziehen sollte. Vorbei an den mittelalterlichen Kaianlagen – Columbus ist hier einst gelandet –, vorbei an den Ausflugsbooten, die auf Passagiere warten. Hinter der blankpolierten Messingreling eines kleinen Dampfers

schrubbt jemand das Deck, von einer Zigarette fällt Asche auf schimmernde Holzplanken.

Sie fährt jetzt direkt am Ufer entlang. Nur ein schmaler, tiefer gelegter Fußweg trennt sie vom Fluss. Auf ihm üben ein paar Jugendliche für die Fiesta: Horn, Trompete und Trommeln quälen sich durch eine der alten Melodien. Sie dringt einen Moment lang durch das halbgeöffnete Fenster und verklingt dann über dem Wasser, treibt auf den Alfabia-Park auf dem gegenüberliegenden Ufer zu. Tauben stieben auf, wie hochgescheucht von den Missklängen.

Vier Brücken führen in die Altstadt. Jede trägt den Namen des Stadtviertels, in das sie führt: Carmona, Veracruz, Santana. Und El Viejo. Der Alte. Der *barrio*. Sie erinnert sich an den Namen – der Spiegel ist wieder da und diesmal nicht zu verdrängen –, denkt an kleine Räume in kleinen Wohnungen, schmale Betten, das Knacken von Eisengestellen unter dem Gewicht von zwei Körpern. Sie braucht nur an zwei der Brücken vorbei, um dann nach El Viejo einzubiegen, doch stattdessen umkreist sie die ganze Altstadt, lässt sich Zeit, weitere zwanzig Minuten, sucht nach Ausreden und denkt an den vor ihr liegenden Tag. Es gibt keine Entschuldigung. Heute wird es ruhig bleiben. Die großen Feiern, die Höhepunkte finden erst am Wochenende statt. Die Semana Santa hat gerade erst begonnen. Die Absperrungsgitter scheinen noch sauber gestapelt zu sein. Sie wurden noch nicht von nächtlichen Zechern in den Fluss geworfen. Niemand hat die Holztribünen für die Paraden in Brand gesetzt. Niemand schläft seinen Rausch aus auf einer Bank am Fluss.

Golden und alt, mit drei eleganten Bögen, taucht die Brücke nach El Viejo rechts vor ihr auf. Sie gibt Zeichen, sieht in den Rückspiegel und biegt auf die einspurige Straße ein. Die Ampel zeigt Grün, und der Wagen rauscht durch, der Fahrtwind hallt an den alten Hauswänden wider.

Sie fährt unter dem Almohadentor hindurch, einem machtvollen, von Alter und Luftverschmutzung verwitterten Triumphbogen, und erreicht die Plaza de la Paz, biegt nach links, in den *barrio*. Sie erinnert sich an die Straße, findet die kleine unterirdische Parkgarage, stellt das Auto ab und läuft zum Apartment hinauf. Sie öffnet die Tür, wirft ihre Tasche auf den Boden, reißt die Fenster auf, wirft sich auf das Bett und starrt zur Decke.

Die Geräusche und Gerüche der Stadt treiben von draußen herein. Ein Jahrzehnt ist vergangen, aber sie sind die gleichen.

Kapitel 3

»Vielleicht ist sie eine Lesbe. Das muss es sein. Das ist es. Eine Lesbe. Höchstwahrscheinlich, eindeutig.«

Sergeant Felipe Torrillo, »der Bär«, hörte intensiv zu, mit hochrotem Gesicht. Das war ungewöhnlich für die Tageszeit. Torrillo, eins achtzig groß, zweieinhalb Zentner schwer und mit dem Gesicht eines übergewichtigen Cherub, platzte fast vor unterdrücktem Ärger. Er hörte Quemada zu, dem Schandmaul des Reviers, und wünschte sich meilenweit weg.

»Weißt du, Torrillo, du bist nicht firm in diesen Dingen. Tief im Innern haben alle Lesben Schuldgefühle. Sie zerreißen sich zwar pausenlos über uns das Maul, aber in Wirklichkeit brennen sie nur darauf, einen richtigen Schwanz zu spüren. Darauf gebe ich dir mein Wort. Und die da drüben« – Quemada zeigte so auffällig auf die zierliche Gestalt im Warteraum gegenüber dem Dienstzimmer, dass ihr das nicht entgehen konnte – »ist eine waschechte Lesbe. Ich fress einen Besen, wenn ich mich irre. Sie fühlen sich von Bullen angezogen, weil sie wissen, dass wir ganze Kerle sind, anders als die kleinen Tunten, mit denen sie sich sonst umgeben. Und weißt du, warum? Weil sie hoffen, dass wir sie eines Tages *kurieren*.«

Das elektrische Licht beschien die Halbglatze des älteren Mannes, spiegelte sich in seinem dünnen Lächeln wider, dem dünnen Stoff seines Anzugs. Ein Jahr trennte die beiden, aber es wirkte wie ein Jahrzehnt. Torrillo stand auf. Sein Leinenanzug zeigte Knitterfalten, seine langen

braunen Haare waren hinten zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengefasst – ein Relikt seiner längst vergangenen Dienstzeit im Drogendezernat. Quemada sah aus wie ein unterbezahlter Bankdirektor, er war fast dreißig Zentimeter kleiner, eindeutig zu dick und hatte sich die verbliebenen Haarsträhnen wie Sardellen um seine Glatze gelegt. Er keuchte beim Sprechen, Schweißperlen bedeckten seine Stirn. Quemada verschob einen Stapel Unterlagen auf dem Schreibtisch, der aussah, als hätte jemand einen Papierkorb darauf ausgeleert.

»Sag deiner kleinen Lesbe, wenn sie geheilt werden will, könnte ich mich unter Umständen bereitfinden, den Arzt zu spielen.«

Drei der anderen Polizisten hinter ihm lachten dreckig auf, sahen Torrillos Miene und verstummten.

»Du bist ein Blödmann, Quemada«, sagte der größere Mann mit steinernem Gesicht. »Ein Blödmann.«

Torrillo suchte nach weiteren Worten, fand keine und wiederholte sich noch einmal. Die Tür ging auf, und Rodríguez trat ein. Der Capitán schnupperte: Zigaretten, Schweiß, billige *chorizo* und abgestandene Fürze. Er warf einen Blick in den Warteraum, sah Torrillo an, dessen Gesicht inzwischen purpurrot war, und deutete in die Richtung seines Büros. Die beiden Männer gingen über den Flur, und Torrillo öffnete die Glastür. Sie traten ein und setzten sich.

Aus seinem Ledersessel sah Rodríguez aus dem Fenster über den Platz zur Kathedrale hinüber, einer kuriosen Mischung aus christlicher Gotik und muslimischer Moschee, durch die sich die Touristen tagtäglich in langen Schlangen hindurchwanden. Das war der Ausblick, *sein* Ausblick. Er genoss ihn seit mehr als einem Jahrzehnt. Die Art, wie er nachdenklich zur Kathedrale hinüberblickte, wenn die Fälle knifflig wurden, und dort Erkenntnisse zu

gewinnen schien, die dem Rest von ihnen verschlossen blieben, war in Polizeikreisen zur Legende geworden. Sie nannten ihn schon den »Alten«, lange bevor er das seinen Jahren nach verdient hätte. Aus dem Chaos und der Korruption, für die die Polizei unter Franco stand, hatte er etwas geschaffen, was funktionierte, Erfolge vorzuweisen hatte. Und wenn sie nicht immer verstanden, wie er das machte, trug das nur weiter zum Mythos bei, zur Magie. Manchmal brauchte man eben nicht alles zu verstehen.

Der Torre del Oro, der dreihundert Jahre alte Glockenturm, der einmal als Minarett gedient hatte, warf einen langen, schmalen Schatten über den Platz. Es war halb neun Uhr morgens, und Rodríguez konnte sehen, dass im *Alarcon*, der kleinen Bar, die die Polizisten frequentierten, ein großer Teil der Morgenschicht Berge von *churros* verputzte, Unmengen Kaffee und Schokolade in sich hineinschüttete, Gläser mit *coñac* leerte. Torrillo ließ dem Capitán Zeit, sich mit dem Tag anzufreunden, und empfand erneut die unbehagliche Besorgnis, die ihn seit kurzem immer wieder überfiel. Der Alte, der Capitán, zu dem sie seit undenklichen Zeiten aufgeblickt hatten, sah *alt* aus. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sich jeder auf ihn verlassen hatte. In der man sicher sein konnte, dass Rodríguez schon regeln würde, was bei ihnen auch immer schief lief, und das auf eine Weise, die ihnen unerfindlich blieb. Aber das war jetzt schon lange her. Nun wirkte er alt, bequem und zufrieden. Er musste knapp sechzig sein, am Horizont winkte der Ruhestand, und er fing an zurückzuwinken: eine kleine *casita* an der Küste. Endlich mehr Zeit für die Familie, von der er so oft sprach. Torrillo sah ihn schon als Ruheständler vor sich, wie sich das lebhaftes Gesicht unter der Sonne langsam mahagonibraun verfärbte, die lebendigen dunklen Augen ihren Glanz verloren. Das geschah bereits. Sie wussten es alle. Wenn

»Vielleicht noch nicht morgen«, sagte er, mit großen, glücklichen Augen. »Auch noch nicht in der nächsten Woche. Aber bald. Bald bin ich wieder da.«

Sie sieht ihn an, überlegt sich ihre Frage genau. »Bär, haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen eine Frage stelle?«

Er steht neben dem Bett, stützt sich mit beiden Händen auf den weißen Metallnachttisch, neben die Vase mit den welkenden Blumen, und wartet.

»Es hört sich bestimmt verrückt an«, sagte sie. »Aber das ist mir egal.«

Seine Augen funkeln sie an, etwas wie Erheiterung blitzt in ihnen auf.

»Es geht um *Woodstock*. Den Film. Über das Rock-Festival. Haben Sie den eigentlich je gesehen? Ich weiß, wie absurd es ist, einen Polizisten so etwas zu fragen, aber ...«

Eigentlich unwahrscheinlich, doch das Lächeln wird noch breiter, und Torrillo beugt sich zu ihr, vertraulich.

»Das ist eine ganz komische Sache, Maria«, flüstert er. »Aber ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, wenn Sie mir versprechen, Sie für sich zu behalten. Sobald das Großmaul Quemada davon Wind bekommt, werde ich meines Lebens nicht mehr froh.«

Ein kaum spürbarer Schauer läuft ihr über den Rücken. »Ich verspreche es«, haucht sie.

»Ich habe den Film nie gesehen, Maria. Ich war dabei. Vor Ort. Drei Tage lang. Von Anfang bis Ende.«

Er mustert sie. »Alles in Ordnung?«

Sie nickt. Ihr Hals ist ganz trocken, in ihren Ohren rauscht es. »Weiter«, ächzt sie.

»Ein Cousin von mir, aus Miami, hat für Santana Instrumente transportiert. Er setzte mich als Hilfskraft ein, der Rest ergab sich. Ein anderer Bär. Wenn Sie sich den

Film ansehen, da, wo Country Joe and the Fish auftreten, komme ich ins Bild. Ganz vorn, direkt an der Bühne. Mehr Haare, weniger Pfunde. Aber eindeutig ich.«

Sie starrt ihn an, und das Licht spielt ihr einen Streich: Um seinen Kopf beginnt die Luft zu leuchten, zu strahlen.

»Kein Regen«, sagt sie.

Und er lacht, ein tiefes, warmes Lachen.

»Kein Regen, Maria. Kein Regen.«

Inzwischen lässt die morgendliche Übelkeit nach. Sie sieht aus dem Fenster, legt eine Hand auf den Bauch und spürt die Wärme neuen Lebens.

Neugierig auf mehr?

Ein weiterer Thriller des Autors wartet bereits auf Sie:
THE STAKE – DIE STROHPUPPE von David Hewson

Ein kleiner Ort im Süden Englands, in dem jeder jeden kennt – und eine Hand die andere wäscht ... Nach dem schmerzlichen Verlust ihres Babys zieht die junge Alison mit ihrem Mann nach Beulah, um fernab der hektischen Großstadt ein neues Leben anzufangen. Doch was ihr zunächst wie die perfekte Idylle erscheint, entpuppt sich schon bald als Albtraum: Beim Erntedankfest muss sie mitansehen, wie eine Strohfigur auf einem Scheiterhaufen verbrannt wird ... Und für einen Moment scheint es ihr, als würde ein Mensch in der brennenden Figur stecken! Kann sie ihren eigenen Augen nicht mehr trauen – oder deckt die eingeschworene Dorfgemeinschaft ein Monster, das ungestraft mordet?

Über den Autor:

David Hewson wurde 1953 geboren und begann bereits im Alter von 17 Jahren für eine Lokalzeitung im Norden Englands zu arbeiten. Später war er Nachrichten-, Wirtschafts- und Auslandsreporter bei der »Times« und Feuilletonredakteur bei »The Independent«. Heute ist er ein international bekannter Bestsellerautor. Sein Thriller »Todesritual«, auch bekannt unter dem Titel »Semana Santa«, wurde mit dem W. H. Smith Fresh Talent Preis für einen der besten Erstlingsromane ausgezeichnet und verfilmt. Er schrieb die Bücher zur dänischen Fernsehserie »The Killing« und seine Nic-Costa-Kriminalromane wurden weltweit zum großen Erfolg.

David Hewson veröffentlichte bei dotbooks bereits die Nic-Costa-Kriminalromane »Das Blut der Märtyrer« und »Der Kult des Todes«, außerdem die Thriller »Todesritual«, »Burning Earth – Der Countdown läuft«, »The Stake – Die Strohuppe«, »The Cabin – Mörderischer Rausch« und der Spannungsroman »Die dunklen Schatten von Venedig«.

Die Website des Autors: davidhewson.com